

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 43.

Posen, den 21. Februar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst  
Leipzig-Wien.

## Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(41. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich glaube immer,“ sagte Justus, „daß Rina wohl den andern geliebt hat, und daß sie sich nur damit abfindet, mich wieder zum Manne zu haben, weil es eben ihre Pflicht als anständige Frau ist, und sie sich ihr nicht entziehen kann, ohne die Verachtung der Leute auf sich zu laden. Gewiß hat sie es gewußt, daß er ein Betrüger ist; aber sie hat so getan, als wüßte sie es nicht, weil sie ihn nicht hergeben wollte. Ach, ich wollte wohl, ich wäre ein Kerl wie der Knollmeyer, und es wäre meine Art zu wettern und dreinzuhauen, um ihr die Gedanken an ihn auszutreiben. Früher ist ihre Seele offen vor mir gelegen, wie ein aufgeschlagenes Buch, in dem ich jede Zeile hab' lesen können. Jetzt tappe ich im Dunkeln, sie verhüllt sich vor mir, und ich kenne mich nicht mehr aus, was ich tun soll. Am besten wäre es wohl für uns alle, wenn ich wieder ins Elend hinausliefe oder wenn ich aus dem Wald nicht mehr heimkäme, und sie fänden mich hier von einem Baum oder einem Stein erschlagen.“

Das Mitleid mit sich selber war in Justus so brennend geworden, daß es ihm fast die Tränen in die Augen trieb. Und wie immer, wenn ihm das geschah, war auch die Bitterkeit in ihm heftig emporgewachsen und bedrängte ihn mit einer trüben Flut wirrer Gefühle, in denen sein Herz ertrank.

Der Weg hatte nun auf einer höheren Taktstufe wieder den Bach erreicht und mündete unterhalb einer zerrissenen Felswand auf eine kleine Waldblöße hart am Rande des zu einem flachen Becken erweiterten Wassers. Eine Anzahl von Steintrümmern lag auf dem Wiesengrund herum, die wohl im Laufe der Zeit von dem morschen Gewände niedergebroschen sein mochten. Schierlingskraut wuchs in hohen Stauden zwischen ihnen, ein Häher zeterte im Wald, kleine, grüne Eidechsen huschten, durch den Menschen verschreckt, von den sonnenwarmen Blöcken. Justus legte sich neben einen von ihnen aufs Gras, und Schufstl streckte sich mit hängender Zunge zu seinen Füßen hin.

In das von Bitterkeit erfüllte Herz des Mannes war indessen auch Groll eingezogen. Der Gedanke, der sich seiner zuletzt bemächtigt hatte, ließ ihn nicht mehr los. Er mußte sich immer wieder ausmalen, wie es wäre, wenn er daheim vermißt würde und man ihn schließlich suchen ginge, hierher käme, wo er, von einem solchen Felsbrocken wie diesen hier zerschmettert, läge. Das wäre eine Rache, die Rina alles heimzahlen würde, keine frohe Stunde würde sie mehr haben, weil Justus nun von ihr genommen wäre, ohne daß sie sich wiedergefunden hätten. Immer tiefer und wollüstiger grub er sich in den Berg von Verlassenheit und Verzweiflung, der auf ihm lastete, es überkam ihn fast wie ein Behagen dabei, seinen Schmerz so aufzuwühlen.

„Ja, das geschähe ihr schon ganz recht, nicht wahr, Schufstl?“ sagte er, „es ist nur schade, daß ich dann nicht

mehr sehen könnte, wie sie darunter zugrunde geht. Dann stünde sie da mit ihren Kindern und wüßte nicht, was sie beginnen sollte. Ach, das ist wohl der Gipfel von allem, daß Rina nun Mutter werden soll, nicht von mir, sondern von dem andern. Der andere sitzt ja im Gefängnis, und ich, ich wäre tot, und so hätte sie keinen Vater zu diesem Kind und wüßte nicht wo aus und ein. Ach, das geschähe ihr recht, nicht wahr, Schufstl?“

Aber Schufstl hatte jetzt anderes zu tun, als seinem Herrn zuzuhören. Er hatte den Kopf witternd erhoben und stand leise auf, mit gespannten Sehnen wie ein Raubtier vor Mordgier bebend. Irgendwo raschelte es im Busch, ein Waldbewohner regte sich wohl dort, und auf einmal sprang der Hund los und schoß kläffend ins Gesträuch.

„Schufstl! Schufstl!“ rief Justus.

Jedoch über Schufstl hatten Urtriebe Gewalt gewonnen, jetzt war die Gehorsamspflicht zu schwach, vergebens gellte der Pfiff des Herrn hinter ihm drein, die wilde Jagd brach durch den Wald, das Gebell verlor sich in die grünen Gründe.

Nun war Justus ganz allein. Auch der Hund hatte ihn verlassen, es blieb nichts übrig, als zu warten, bis er von selbst zurückkehrte. Mit doppelter Wucht fielen Bitterkeit und Groll wieder über Justus her.

„Sie rechnet wohl damit,“ sagte er vor sich hin, „daß ich gutmütig genug sein werde, mich des Kindes anzunehmen, als wäre es mein eigenes. Aber darin soll sie sich getäuscht haben. Ich habe keine Lust mehr, ein Gespött abzugeben. Was anders hat man davon, wenn man ein guter Kerl ist, als daß man ausgelacht wird. Ich bin gewiß kein schlechter Mensch gewesen und hab' versucht, mit allen Leuten in Frieden zu leben und ihnen nur Gutes zu tun, und was ist geschehen: daß mir die Leute das Lob des andern in allen Tonarten vorsingen und ihn mir als Muster hinstellen. Warum? Weil er ihnen die Zähne gezeigt hat! Das will ich von nun an auch tun! Güte findet in dieser Welt niemals einen Lohn, man säet tausend Körner aus, und nicht eines geht auf. Güte ist nur Dummheit! Nicht ein einzigesmal ist mir ein Guttun vergolten worden. Aber sie sollen mich jetzt kennenlernen und Rina vor allem. Dieses Kukucksei in meinem Nest werde ich zertreten. Ich werde ihn heimlich umbringen, den Balg, oder ihn so quälen, daß ihn sehr bald der Teufel, der mir ihn gebracht hat, wieder holen soll.“

Es schien Justus, als habe er sich mit diesen düsteren Blutgedanken dem Teufel verschrieben, und es packte ihn ein fürchtbares Grauen vor sich selbst. Ja, jetzt war er endlich Gottlob wirklich ein schlechter Mensch geworden, und er schaute ganz wild um sich, als suche er ein Opfer, an dem er den in sich entfesselten Verbrecher sogleich ein Probestück ablegen lassen könnte.

Plötzlich bemerkte er am jenseitigen Ufer des Baches ein Frauenzimmer, das ihm zu winken schien. Es stand im Schatten der Bäume und war nur undeutlich auszumachen, und vielleicht war auch das Gewühl im Innern Justus' so arg, daß ihm die Dinge der äußeren Welt nicht in ganz klaren Umrissen erschienen. Er



musste scharf hinsehen, aber da erkannte er endlich, daß es die närrische Zulei war, die mit ihrem Lumpenbündel drüben stand und ihm winkte, als solle er zu ihr hinüberkommen.

Justus hatte seit seiner Heimkehr die Landstretcherin nicht gesehen und nichts von ihr gehört, einmal hatte er ihr wohl schon nachfragen wollen, aber er hatte sich mit wichtigeren Gedanken herumzuschlagen gehabt.

Nun stand das Weib drüben und winkte Justus, und er glaubte wahrzunehmen, daß ihr Gesicht ganz von Angst verzerrt war, als befände sich die Zulei in höchster Not.

Er stand auf und schrie hinüber: „He! Zulei! Was gibt's?“

Sie gab aber keine Antwort und fuhr nur fort, ihre Gebärden zu machen, mit denen sie Justus offenbar zu sich rufen wollte. Zwischen ihr und Justus lag das Wasserbecken, das sonst wohl nur ein flacher Tümpel sein mochte, heute aber immerhin einige Tiefe hatte und von einer raschen Strömung durchflossen war. Während Justus noch überlegte, was zu tun sei, wurden die stummen Rufe noch dringender, und die Angst auf dem Gesicht des Weibes steigerte sich, wie es schien, zum Entsetzen. Ja, da blieb wohl nichts anderes übrig, als zu Zulei hinüberzugehen, und ihr in ihrer Verzweiflung beizustehen.

Justus stieg ins Wasser, das ihm bis zum Knie ging und watete mit seinem Holzbein langsam und vorsichtig hindurch.

Je näher er aber dem Ufer kam, desto mehr schien die Frau in das Dunkel des Dickichts zurückzuweichen, und als Justus eben ans Land klettern wollte, war sie auf einmal gänzlich verschwunden.

Verwundert starrte Justus noch auf den Fleck, wo sie soeben gestanden hatte, als hinter seinem Rücken ein wildes Rumoren und Poltern losging. Justus fuhr hastig herum, und da sah er gerade noch, wie ein riesiges Felsstück von Absatz zu Absatz der Wand herabsprang und mit einem letzten Schwung auf die Wiese stürzte. Zertrümmert spritzte Gestein unter ihm weg, und dann blieb der mächtige Block, tief in den Wiesengrund eingegraben, auf eben der Stelle liegen, wo Justus noch vor einigen Augenblicken gelegen hatte.

Reise rieselte Schutt in der verwitterten Wand nach.

Es war Justus, als habe er sich die ganze Zeit über in einem Dämmerzustand befunden, aus dem er soeben erst erweckt worden sei. Ja, vielleicht war er wirklich in einem Traum befangen gewesen und hatte dieser Erschütterung seiner Seele bedurft, um völlig zu erwachen.

Schustl kam ganz abgehakt mit schlagenden Flanken aus dem Wald, lief zu dem Steinblock hin und begann kläglich zu heulen. Dann gewahrte er seinen Herrn, der durch das Wasser zurückkehrte, und sprang ihm, als Justus ans Ufer stieg, mit einem hellen Gewinzel ganz ausgelassen vor Freude ins Gesicht.

„Ja, ja, schon gut, Schustl!“ wehrte Justus ab, schon gut! Hättest mich bald nimmer gesehen! Jetzt gehen wir nach Hause.“

Es war alles in Justus ausgelöscht, alle Bitterkeit, alle Blutaedanken und all die trostlosen Vorsätze, jetzt ein ganz schlechter Kerl werden zu wollen, gerade so, als sei dies unter dem flokigen Felsblock tief in der Waldwiese begraben. Nur ein neues Gefühl von Dankbarkeit dem Leben gegenüber erfüllte ihn noch und eine fromme Verwunderung über das Räthsel seiner Rettung.

Als er heimkam, galt seine erste Frage Zulei.

Er erfuhr erst jetzt, daß sie schon längst tot sei.

### XXXII.

Etwa anderthalb Jahre später kam ein Mann den Schwemmkanal entlang, der das Holz in die Welt hinausträgt, wenn es von der Waldbahn aus den Bergen gebracht worden ist. An einem Stod hing ihm ein kleines Bündel über der Schulter und den breitkrämpigen Hut hatte er tief ins Gesicht gezogen, als wäre es

ihm peinlich, von einem ihm etwa Begegnenden erkannt zu werden.

Aber der schmale Pfad, der auf dem Damme neben dem Kanal lief, lag ganz einsam. Nur auf dem Wasser selbst schwam eine kleine Platte, eine Art viereckiger Schachtel aus Holz, auf der zwei Männer standen, die mit langstielligen Schöpfelmem Sand und Schlamm aus dem Kanal holten. Sie hatten schon so viel davon in ihre Schachtel gehäuft, daß sie bis an den Rand ins Wasser gedrückt war.

Als der Mann an den Arbeitern vorüberkam, wandte er den Kopf nach der anderen Seite, aber es wäre nicht nötig gewesen, weil die Leute so eifrig beschäftigt waren, daß sie nicht einmal nach ihm hinsahen.

Manchmal kam von irgendwoher aus der Ferne ein dumpfer Knall. Das waren die Sprengschüsse im Steinbruch, und die sagten dem Wanderer, daß es nun langsam gegen Abend gling.

Als er aus dem Gebüsch hinaustrat, das den Kanal zu beiden Seiten begleitete, sah er das Dorf vor sich, ganz friedlich im Herbstsonnenglanz. Auf den Feldern lagerten die weißgrauen Schwaden der Erdäpfelfeuer, aus denen hier und da Flammen brachen oder sich dünne Rauchsäulchen emporwanden. Man konnte meinen, das Presseln des trockenen Krautes zu hören und den Geruch der Erdäpfel zu spüren, die von den Kindern in der heißen Asche gebraten wurden.

Der Mann schlug nicht den geraden Weg zum Dorf ein, er umging es am Waldrand, aber zuletzt mußte er doch an dem Friedhof vorbei. Und da war es unmöglich, nicht stehenzubleiben und über die Mauer zu schauen, genau so wie damals, als er das erstemal vorbeigekommen war. Die Gräber lagen in Reih und Glied, ganz still und besinnlich, und unter den kleinen Hügeln war alles gesänftigt, was an Not, an Leidenschaft, an Haß und Liebe in den lebendigen Herzen getobt hatte.

Die Kastanienbäume, die längs der Mauer standen, hingen voll der braunglänzenden, lustigen Früchte. Ja, aus solchen Kastanien konnte man alles erdenkliche machen: Schalen, Häuser, Schiffe, Pfeifen, Hunde, Schweinchen und Töpfe. Die ganze Welt steckte in den winzigen Kastanien, und die Kinder holten sie spielend aus den Früchten heraus. Die ganz kleinen Kinder aber steckten sie einfach in den Mund, und das war vielleicht das Merkwürdigste, wie kleine Kinder mit Dingen umgingen, die eine ganze Welt bedeuten konnten.

Ein Ochsenwagen kam langsam den Fahrweg heran und zwang den Mann, seine Betrachtungen abzubrechen und auszuweichen.

Er kannte ja Weg und Steg genau genug, um ungeschrien an die Hinterseite des Salzenbrod'schen Gehöftes heranzukommen. Das kleine Gartentürchen hing noch immer schief in den Angeln, und der Zaun war womöglich noch wackriger geworden als früher. Wie oft hatte sich Andreas Giektan, als er noch Justus Salzenbrod gewesen war, vorgenommen, den Zaun zu erneuern und hatte es immer um dringenderer Dinge willen aufschieben müssen. Nun bemerkte er mit Befriedigung, daß die Arbeit noch immer nicht getan war, obwohl sie gewiß auch von einem Mann mit einem Holzbein hätte geleistet werden können.

Ja, jetzt war er wieder frei und aus dem Gefängnis entlassen, und es war selbstverständlich, daß er nicht hierher zurückkehren konnte. Aber er wollte sich wenigstens noch einmal hier umsehen, wollte wissen, wie es um Haus und Hof stand, um die er mit solcher Zähigkeit gekämpft hatte, und vor allem wollte er von Rina Abschied nehmen, ehe er wieder die Landstraße zu seiner Heimat machte. Und vielleicht konnte er auch das Kind sehen, das inzwischen geboren worden war, wie er von Donner erfahren hatte, als dieser nach langem Zürnen ihm wieder geneigter geworden war.

(Schluß folgt.)



# Die notwendigste Reform.

So, jetzt ist die schlimmste Zeit vorüber, und man kann es wagen, seine Meinung zu äußern. Mit der „schlimmen“ Zeit meine ich natürlich nicht die Kälteperiode. Ueber die haben wir alle schon genug geschimpft, und außerdem wissen wir ja aus den „sichersten“ Quellen, daß noch eine Kälteperiode aus Wilna kommen wird, die man dort eigens für uns zurechtmacht; man munkelt sogar von 50 Grad. Merkwürdig, was so eine kleine Zahl für eine Bedeutung annehmen kann, wenn sie zufällig einmal nicht vor dem Wort Plotz steht. Aber auch davon wollte ich eigentlich nicht sprechen.

Mit der schlimmen Zeit meine ich den Karneval. Der Karneval ist die Jahreszeit, in der die meisten Unfälle passieren.

Draußen ist es dann so schön, daß man am liebsten gar nicht wieder nach Hause möchte — besonders, wenn man keine Kohlen zu Hause hat —; die Welt ist so weich und sauber, die heimtücklichsten Bazillen können uns nichts tun, denn sie sind erfroren. Man kann auf spiegelblanker Eisfläche leichtfüßig dahingleiten, leichtfüßiger als auf dem spiegelblanksten Parkett; man kann rodeln, und in den hochgebirgsartigen Gegenden in und um Posen kann man sogar Schneeschuh laufen. Aber nicht dort geschehen die Unglücksfälle. Haben Sie schon viel in der Zeitung gelesen über Unfälle auf dem Eise oder auf der Rodelbahn in Posen?

Nein, Eis und Schnee sind verhältnismäßig ungefährlich. Aber es gibt Menschen, die ziehen diesem gesunden Vergnügen die gefährlichen vor, und das ist der Grund, warum gerade in der Karnevalszeit so viel Unheil geschieht. Man geht jeden Tag auf einen Tanztee und jede Woche auf einen Ball mit oder ohne Masken, ja sogar mit oder ohne Kostüm (obgleich sicher mehr als ein braver Posener es von dem besagten Verein sehr kannibalisch gefunden hat, seine Gäste bei diesem sibirischen Klima zu solchen Unbesonnenheiten zu verleiten).

Und auf diesen Bällen und diesen Tanztees passieren die furchtbarsten Katastrophen, die man sich ausmalen kann, die manchen Menschen, der sich nichts Schlimmes dabei dachte, schon für sein ganzes Leben, oder in milderen Fällen für ein paar Jahre unglücklich gemacht hat. Man verklebt sich, man verlobt sich, man verheiratet sich womöglich. Von solchen Fällen lesen wir doch beinahe jeden Tag einen in der Zeitung, nicht wahr?

Und warum macht man sich unglücklich? Weil sich die beiderseitigen Füße beim neuesten Fortschritt nicht miteinander verheddern haben, und weil das kleine Mädel am Abend, mit hübsch lackiertem Angesicht und sorgfältig gepflegten Ondulationswellen, ganz gut aussieht.

Ist das ein Grund? Man soll sich heiraten, weil man ganz und überhaupt und in allem zusammenpaßt. Aber auf Tanzveranstaltungen kommen die unmöglichsten Leute zusammen, die dann am Tage bei natürlicher Beleuchtung gar nichts gemeinsam haben. Wenn sie dann glücklich verheiratet sind und ausnahmsweise einmal einen Abend zusammen zu Hause verbringen, dann will „er“ gewiß Schweden hören und „sie“ Budapest, und da das nicht geht, ist das Unglück fertig.

Auf der Eisbahn ist die Garantie viel größer, daß die Seelen einigermassen gleichgestimmt sind, auf der Rodelbahn noch viel mehr, und fast unsehbar beim Schneeschuhlaufen. Warum gehen also die Menschen tanzen?

Das Tanzen an und für sich ist nicht bedenklich. Die Ärzte weisen ja neuerdings nach, daß es sogar gesund ist. Und das wenigstens steht fest, für einen Menschen, der so viel Bewegungsbedürfnis hat, daß er die ganze Nacht toben muß, ist es eine zweckmäßige Erfindung. Aber — unsere Geselligkeit ist gänzlich falsch eingerichtet. Eigentlich müßte sich geradezu der Staat drehen, denn er hat das meiste Interesse daran, daß seine Bürger sich nicht „ver“heiraten. Der Staat baut sich auf der Familie auf, noch immer. Deshalb müßte er darauf hinwirken, solche Familien gründen zu helfen, die dem Staatswohl förderlich sind.

Zunächst wären die Bürger mit Hilfe von eingehenden Prüfungen in verschiedene Klassen zu sortieren, und es dürfte nicht mehr Handwerkerbälle, kaufmännische Bälle, Akademikerbälle u. dgl. geben, sondern „Klassenbälle“. Vergnügungsberechtigt dürften überhaupt nur die sein, die sich in irgendeiner Weise positiv auszeichnen, z. B. durch Schönheit, also auf eigens zu diesem Zweck veranstalteten Schönheitskonkurrenzen prämierte Individuen; ferner durch Kraft, Geschicklichkeit und sonstige sportliche Tüchtigkeit, was sich noch viel leichter feststellen läßt, indem man einfach die Sportnachrichten der Tageszeitungen prüft; besonders aber durch hervorragende Geistesgaben, für die allerdings besondere Prüfungen erst erfunden werden müßten. Da es nicht ganz ausgeschlossen ist, daß sich in einzelnen Bertrern der Menschenrasse mehrere dieser Eigenschaften vereinigen finden, würden sich auf ganz natürliche Weise zwei Klassen bilden: 1. Die mit mehreren hervorragenden Eigenschaften; 2. Die mit nur einer hervorragenden Eigenschaft. Die erste Klasse würde zerfallen in folgende Gruppen: 1a Vereinigung von Intelligenz, Kraft und Schönheit; 1b Intelligenz und Kraft; 1c Intelligenz und Schönheit; 1d Kraft und Schönheit. Die zweite Klasse wäre einzuteilen in: 2a Intelligenz, 2b Kraft, 2c Schönheit.

Wer weder intelligent, noch stark, noch schön ist, sollte von Staats wegen von allen gemeinsamen Veranstaltungen, die die Gefahr in sich bergen, eventuell zur Heirat zu führen, aus-

geschlossen werden, und wenn er sich erlaubt, ohne obrigkeitliche Genehmigung die Bevölkerung des Staates zu vermehren, sollte er nur so für eine halbe Stunde auf dem elektrischen Stuhl Platz nehmen; dann wird er es nicht wieder tun.

Die Bälle könnten folgendermaßen angeordnet werden:

Am Montag, dem sonderbarsten, findet der Ball der Gruppe 1a statt; am Dienstag der Gruppe 1b usw. Jeder wählte, wer damit gemeint ist, die Gäste hätten sich am Saaleingang durch die entsprechenden Diplome auszuweisen; die Mitglieder der Klasse 1a durch drei Diplome, der Gruppen 1b—d durch zwei, der zweiten Klasse durch ein Diplom.

Um etwas mehr Abwechslung in die Veranstaltung zu bringen, könnte man hin und wieder vorsichtig mischen, denn ganz konsequent durchgeführte Reinkulturen sind nur bei Bazillen zweckmäßig. Aber dann müßte schon jeder Festteilnehmer der niedrigeren Gruppe an deutlich sichtbarer Stelle ein Plakat tragen, damit man weiß, mit wem man es zu tun hat, z. B.: „Achtung! Nur Intelligenz!“ Von dieser Bestimmung könnte die Gruppe „Nur Schönheit!“ befreit werden, weil man sowieso Belcheid wählte.

Auf diese Weise würde sich die Menschheit garantiert höher entwickeln, was sie dringend nötig hat. Der Staat würde lauter hervorragende Beamte, Gelehrte, Erfinder haben, unsere Jugend würde auf allen internationalen Schönheitskonkurrenzen und Sportveranstaltungen erste Preise davontragen. Und vor allen Dingen, man würde nie um ein Ballgespräch in Verlegenheit sein. Kein schüchternen Jüngling wird mehr seine Partnerin fragen: „Gnädiges Fräulein, essen Sie gern Käse?“, oder „Möchten Sie vielleicht ein Schwam sein?“ Im Zirkel 1c fragt man sich: „Ziehen Sie Elida oder Elcaga vor?“ Im Zirkel 1b: „Waren Sie in Davos oder in St. Moritz zum Skisprung?“ In 1a wird einem der Schädel brummen vor lauter Problemen, und in der Klasse 1a gar! Das wird ein wahrer Taumel von Geist, Aesthetik und kraftvoller Eleganz sein. Und im nächsten Jahrhundert, wenn wir Glück haben, wird sich die Gesellschaft nur noch aus Mitgliedern der Klasse 1 zusammensetzen.

Sehen möchte ich wenigstens, wie's da zugeht. Vielleicht läßt man uns arme Teufel, die wir höchstens in die zweite Klasse gehören, hin und wieder mal zu einem Ball der 1a-Gruppe in die Logen.

Jedenfalls, es muß hier reformiert werden. Hoffentlich befaßt sich der Staat recht bald mit diesem wichtigen Problem. Zunächst wäre wohl ein Ministerium für das Vergnügungswesen zu schaffen, — das weitere findet sich dann von selbst. R. Sch.

## Die Wahrheit über die Nobile-Expedition.

„Das sind die Weisen, die durch Irrtum zur Wahrheit reisen“, heißt ein altes Sprichwort. Wendet man es auf den jetzt erschienenen Bericht des tschechischen Professors Behounek über den Untergang der Nobile-Expedition „Sieben Wochen auf der Eisscholle“ (mit 57 Abbildungen und drei Karten. Geh. 6 RM, Leinen 7 RM, J. A. Brodhaus, Leipzig) an, so verleiht es dem erschütterten Leser die Gewissheit, daß die Polarforschung trotz der „Italia“-Katastrophe weitergehen wird. Der Revolutionär des Nordens, Wilibaldur Stefansson, hält ja auch die baldige Erschließung der Arktis für gesicherter denn je. Die ganze Frage interessiert uns Deutsche jetzt besonders im Hinblick auf den kommenden „Zeppelin“-Polflug: Fridtjof Nansens und Dr. Edeners, der durchaus keine Tollkühnheit ist, sondern eine Rechnung, bei der die Wahrscheinlichkeit des Erfolges ziemlich sicher ist. Das Mißlingen des italienischen Unternehmens ist eben einer Reihe von unglücklichen Ereignissen und — menschlichen Torheiten zu verdanken.

Ein Mann, dessen Wille zum Besten durch mangelnde Führerfähigkeiten und ungenügende Polarerfahrung unfruchtbar gemacht wird, führt eine Anzahl junger, im Hotel Continental in Mailand prächtig wirkender Offiziere und einige Wissenschaftler in ein fremdes Eismeer. Als das Luftschiff mit jährellicher Geschwindigkeit sinkt und zermalmt wird, zerbricht mit ihm das durch Rang und Uniform mehr als durch ein geistiges Band zusammengehaltene Gefüge der Disziplin. Wäilige Apathie bemächtigt sich der Italiener, und bald entsteht der furchtbare Plan einer „allgemeinen Flucht von der Stätte des Todes“. Die Kräftigen wollen die Schwachen und Hilflosen und den gefährlichen Nichtzugehörigen Behounek ihrem traurigen Schicksal überantworten. Die Enthüllungen Behouneks steigern sich hier zu einer vernichtenden Anklage, die man nicht ohne Erschütterung lesen kann. Sehr interessant ist die Rolle Matmgrens im Rahmen dieser Tragödie. Als schließlich doch nur Matmgren, Mariano und Jappi — den heldenmütigen Marsch — „la marcia eroica“ laut faßhitzigen Zeitungen — antreten, geschieht von neuem Unerhörtes. Fast bricht wieder das Chaos über die unglücklichen Zurückbleibenden herein. Entsetzliches beginnt sich danach auch unter den in einer grenzenlosen Natur einsam Wandernden zu vollziehen. Dieses Kapitel, über dem das gelehrte und in seiner Raubtheit doch so enseliche Wort „Kannibalismus“ steht, ist in seiner dunklen Verzweiflung das grauenvollste, das die umfangreiche Polarliteratur überhaupt kennt.



Silbentäfel.

a — a — al — am — bat — beuf — boh — brau —  
 da — da — dat — den — der — diu — du — e —  
 e — ei — el — eng — orb — es — frank — fe —  
 furt — ge — gen — ger — grin — ha — hen —  
 ir — kopf — kro — lan — land — lau — li — lo —  
 lut — mer — mer — mne — nan — nor — pe — pe —  
 ran — rap — rei — rer — rich — 'o — sa — se —  
 se — see — sel — sen — sta — stle — tan —  
 te — tel — ter — tich — tiv — tiv — to — uhr —  
 ür — wie — wisch — ze — zü

Aus diesen 75 Silben bilde man 32 Wörter von nachstehen- der Bedeutung. Die Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, bezeichnen den jähen Abschluß einer ruhm- reichen Laufbahn.

1. Süßfrucht. 2. Artist. 3. Teil des Photoapparats. 4. Schling- und Wasserpflanze. 5. Hohlmaß. 6. Zupfinstrument. 7. Stadt am Bodensee. 8. Teil der Uhr. 9. Stadt am Main. 10. Pferd. 11. Stadt am Rhein. 12. Apfel. 13. Käseforte. 14. Begebenheit. 15. Industrieunternehmen. 16. Stadt in Belgien. 17. Hülsen- frucht. 18. Werkzeug. 19. Alpengipfel. 20. Himmelsgegend. 21. Deklinationsform. 22. Kunstsprache. 23. Teufelsname. 24. Unruhiges Kind. 25. Straußenvogel. 26. See in Bayern. 27. Wagnerober. 28. Waffe. 29. Französische Stadt. 30. Blume. 31. Kleines Raubtier. 32. Europäischer Staat.

Wornung.

Bist du bei mir nicht 1, 2 = 3  
 — so sprach zum Freunde ich —  
 Veräumst den Zug du sicherlich,  
 Also komm' 1 = 2 = 3.

A. Pl.

Silben-Kapfelkästel.

Romanze Sollizitant Vindenau Etage Bergizmeinnicht  
 Unvorsichtigkeit Waldemar Wasser Lebendigkeit Salome  
 Habenichts

In jedem Wort ist — unabhängig von seiner Silbeneinteilung — eine Silbe eines Sprichworts eingekapselt. D. V.

Röfseiprüng.

	bendß	blu-	te	
die	blü-	des	hin-	me
a-	ner	ist	der	steh-
der	in		ei-	fällt
frist	ver-	früh-	gens	schö-
der	in	des	und	gleich
zehl	lings-	mensh	nen	mor-

Zeitgemäh.

Mit „G“ ist es ein böser Gast,  
 Der keinen fast verschont,  
 Mit „R“ gehört's in jeden Stall,  
 In dem ein Haustier wohnt;  
 Ist's groß mit „R“ und nicht nur klein,  
 Bewahrt man drin viel Kinderlein.

M. P.

Auflösung Nr. 6.

- Kreuzworträtsel: Senkrecht: 1. Tod. 2. Er. 3. Eu. 4. Grab. 5. Riga. 6. Po. 7. Heu. 8. Tarlatan. 11. Rhomboid. 12. Raglan. 13. Lizenz. 15. Uster. 17. Reuter. 23. Au. 24. Er. 27. In. 29. Kufe. 30. Eger. 34. Hof. 36. Dur. 39. Ah! — Wagerecht: 1. Telegraph. 8. Tor. 9. Uri. 10. Der. 12. Rad. 14. Aga. 16. Uhr. 18. Ar. 19. Ei. 20. Ball. 21. De. 22. Glaze. 24. Emu. 25. Lau. 26. Stirbt. 28. Unfe. 31. En. 33. Nah. 35. Zug. 36. Dir. 37. Not. 38. Fee. 39. Aud. 40. Feuerwehr.

Zahlenrätsel: Islam, Mokka, Nassau, Entel, Komma, Nacht, Adverb, Kofa, Salma, Moral, Tshen, Cello, Benglen;  
 1. Immanuel Kant (gest. den 12. 2. 1804),  
 2. Abraham Lincoln (geb. den 12. 2. 1809).

Besuchstortenrätsel: Wschaffenburg.

Datonisch: will kommen; willkommen.

Königszug: Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet, — Die andern und den Schnitt von keinem andern leidet. — Das beste Menschenherz ist aber, das da I+++ — Selbst lieber jeden Schmerz, als daß es andre schneite (Fr. Rüdert.)

Währenddessen kämpfen auch die übrigen Männer auf der zerbröckelnden und ins Meer treibenden Eisscholle um ihr nacktes Leben. Nobile wird vom Deus ex machina unserer Zeit, dem Flugzeug, als erster gerettet. Die ganze Welt hält nun den ohnehin seelisch Erledigten für den „Kapitän, der das sinkende Schiff verlassen“ hat. Behounek nimmt ihn mit gewichtigen Gründen gegen manche Ehrenkränkung in Schutz. Dagegen bemerkt der scharfsichtige Leser zwischen den Zeilen Erbitterung gegen die laue und interesselose italienische Regierung und die Schweden. Beiden macht der Autor Vorwürfe schwerwiegender Art.

Die Darstellungen Behouneks tragen den Stempel der Wahrheit und Unvoreingenommenheit. Sie ermöglichen es, etwa aus Rom anlässlich der amtlichen Untersuchung der Tragödie zu erwartende Tendenzmeldungen und manche andere durch Sachkenntnis wenig belastenden Veröffentlichungen von Nichtteilnehmern zu berichtigen. Das Buch Behouneks ist eine unbeschönigte, menschlich ebenso erschütternde wie sachlich sensationelle Erzählung dieser Expedition, deren Prüfung eine Eisscholle wird. Alle schmückenden Orben fallen in den Schnee oder in die vielen feindlichen Wassergräben, und nichts bleibt als uralte menschliche Vorzüge und Schwächen.

Fs.

Von der ungeheuren Widerstandskraft der Fische.

Schier ans Unglaubliche grenzt die Widerstandsfähigkeit mancher niedriger Lebewesen gegen strengste Kälte. Insbesondere die Fische haben in dieser Beziehung eine fast gigantische Fähigkeit. Man kann die Fische getrost mehrere Tage eingefrieren lassen, ohne daß für ihr Leben eine Gefahr bestünde. Selbst bei einer Kälte von 15 Grad halten sie in der Erstarrung mehrere Tage lang aus. Läßt man nach einigen Tagen den Eisblock nach und nach wieder auftauen, dann beginnen sich die Fische schon nach kurzer Zeit allmählich wieder zu erholen. Schließlich haben sie wieder ihre volle Lebendigkeit zurückgehalten und nicht das mindeste mehr erinnert an die vermeintliche „Tortur“, die sie spielend überstanden haben.

„Ein Menschenfreund“.

Natürlich ist ein Amerikaner auf diesen Gedanken gekommen, und natürlich ein Junggeselle, der nicht recht gewußt hat, was er anfangen soll mit seinem Geld, und vielleicht auch einer, der gern über seinen Tod hinaus noch Gesprächsstoff und Sensation des Tages sein wollte. Aber immerhin — wenn alle spleenigen Ideen von spleenigen Amerikanern so hübsch wären, dann könnte man eigentlich nur wünschen, daß es in Amerika immer recht viel reiche und spleenige Junggesellen gäbe.

Dieser sonderbare Heilige hat also bestimmt, daß nach seinem Tode — er ist inzwischen gestorben — mit einem Fonds von 50 000 Dollar ein Heim errichtet werden soll, in dem nur junge, hübsche, geistreiche, kleine und sehr zarte Frauen wohnen dürfen. Und zwar dürfen sie nur im Alter von 16 bis 28 Jahren sein. In seinem Testament fügt er hinzu, daß diese Frauen oft von Haus aus nicht die Möglichkeit geboten bekämen, so zu leben, wie es zu ihrem Wesen und zu ihren Wünschen passe, und daß es ihm deshalb Vergnügen mache, diesen Wünschen zur Verwirklichung zu verhelfen. Also ein Menschenfreund! Man stelle sich nun dieses Heim vor. Und man stelle sich die Aufregung vor, in der alle Bewerberinnen sich befinden werden, bis die Entscheidung gefallen ist und sie als „hübsche, junge, geistreiche und zarte Frauen“ angesehen und als berechnete Bewohnerinnen in das Heim aufgenommen werden.

Es wäre interessant, zu wissen, wer eigentlich die Entscheidung in dieser wichtigen Frage trifft, und es wäre auch ebenso interessant, zu wissen, was man alles als „hübsch und geistreich und zart“ ansieht in Amerika. Viele Leute stehen freilich auf dem Standpunkt, daß hübsche Frauen recht selten auch geistreich sind — dieses Heim wird uns also eine große Zahl von Frauen vorführen, die in ihren inneren und äußeren Eigenschaften als die „Blüte“ ihres Geschlechts anzusehen sind.

Fröhliche Ecke.

Entschuldigungsbrief. Hochlöblicher Herr Oberschulkommission! Katerlakengist halber sehe ich meinen Sohn Windfried gezwungen, dem Schulbesuch unzeitgemäß obzuliegen. — Lausbub elender, hatte er doch 5 Pfund Zucker vom Kaufmann zu holen, und bringt Ihnen der Windhund nur 4¼ Pfund und für den Rest läßt er sich ne große Lutschstange geben. — Als ich ins Zimmer trete, um dem Fall auf die Sprünge zu kommen, wirft Ihnen doch der Bengel die angejabbelte Lutschstange kurz vorher schnell in eine Ecke, damit ich sie nicht gewahr werde. Wurd ich auch nicht! Aber in der Nacht kriegt Ihnen der Galgenstrick die furchtbarsten Bauchschmerzen. Hat da in der Ecke, wohinein er die Lutschstange schmiß, doch das Pulver gegen Katerlaken gelegen und bleibt Ihnen natürlich an der Stange hängen, und das leckt er dann wieder ab, der Schandfleck vermaledeiter! Und so die ganze Schere- rei! Meine Hände sind mir zu gut für das Balg. Aber genieren Sie sich nicht, Herr Oberschulkommission, schon unser verfloßener Kronprinz soll gesagt haben: Immer feste druff! Im voraus bestens dankend der erboste Vater (gez.) Emil Brüllfisch.